

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 1.

Mittwoch, 3. Januar.

1917.

Der Bojar.

(11. Fortsetzung.)

Ein Roman aus Rumänien von Mite Kremnig.

(Nachdruck verboten.)

IX.

Es war Ende Februar, als Fürst Demeter die Chaussee hinausritt nach seiner Besingung Locaso. Ausnahmungsweise begleitete ihn sein kleiner Sohn. Zu Neujahr hatte Raoul ein neues Pferdchen zum Geschenk bekommen. Das Tier war wild, und Raoul zögerte, es zu besteigen. Ein höhnisches Lächeln seines Vaters, das deutlich sagte: „Natürlich, du bist ein Feigling!“ traf ihn so scharf, daß er wortlos sich in den Sattel schwang.

Fürst Demeter zeigte sich nicht ohne Absicht häufiger mit seinem Sohn. Es stand ihm an, ein guter Vater zu sein, jetzt, wo er auf dem Wege war, Landesvater zu werden

Vor einigen Tagen hatte der regierende Fürst das Land verlassen, und man gab die neue Losung aus: Wir wollen uns einen Fürsten vom Ausland holen. Auch Fürst Demeter ähnelte sich demselben überall in diesem Sinne — das weitere würde sich ja finden. . . .

Noch nie war der Frühling so früh eingezogen. Abergläubische sahen darin ein gutes Omen.

Raoul freute sich der keimenden Natur. Sein bleiches Gesicht rötete sich ein wenig infolge der wohlthuenden Bewegung. Er gab sich dem Zauber des Frühlinges hin, während der Fürst hin und wieder grimmig lächelte. In seinen Gedanken, die zurückschweiften, war ihm alles herrlich aeglückt! Alle mußten nach seinem Willen tun, aber keiner ahnte, daß er nichts anderes tat, als ihm gehorchen. In der Nacht vor dem Sturz des Fürsten war Demeter selbst in der Hauptstadt gewesen und hatte gesehen, daß man auf guten Wegen war. Der regierende Fürst setzte viel Vertrauen in seine Leibwache, deren Chef ihn — gefangen nahm!

„Wie konnte er denn auch vertrauen!“ — lachte Fürst Demeter in sich. „Er war so lange Fürst, verachtete die Menschen und liebte noch immer an einem Nest von Vertrauen . . . Mir wird das nicht begegnen, ich kenne das ganze Menschenpaß!“

„Was würdest du tun, Raoul“, fragte Fürst Demeter seinen Sohn, wenn dir ein Offizier den Revolver den du ihm sechs Wochen vorher geschenkt hast, vor die Brust hielte, um dich zu töten?“

Der Knabe wußte keine Antwort.

„Jrgend etwas müßtest du doch dabei tun“, fuhr ihn Fürst Demeter ärgerlich an.

„Ich würde mich lieber niederschicken lassen, als daß ich mich wie der regierende Fürst gefangen sehen ließe“, entgegnete der Knabe etwas trozig.

„Dann wärst du ein Narr!“ — sagte Fürst Demeter aus Widerspruch, obgleich ihm seines Sohnes Antwort gefiel.

Sie ritten schweigend weiter. Als sie in den Park einbogen, fing Raouls Pony an, unruhig zu werden. Der Knabe ängstigte sich, doch wagte er kein Wort zu sagen. Plötzlich scheute das Tier vor einer weißen Säule. Raoul stieß einen leisen Schrei aus und wurde vom Pferde geworfen.

Als der Reitknecht, der eine Strecke hinterher geritten, eiligst herankam, kniete Fürst Demeter auf der Erde neben dem Knaben und untersuchte seine Glieder.

„Reit' so schnell wie möglich zur Stadt und hol' den Wagen und den ersten Arzt, den du findest“, jagte er hart. Dann nahm er das Kind in seine Arme und setzte sich mit ihm auf eine Bank.

Der Ausschrei war das letzte Lebenszeichen des Knaben gewesen. Jetzt lag er regungslos im Arme des Vaters. Fürst Demeter sah ihn an. Er hatte ihn wohl noch nie angesehen? Oder war der Knabe plötzlich so verändert? Wie in Erz gegossen schienen die Züge des kleinen Gesichtes, starr und streng, nicht verzerrt, nur wie versteinert. Er fühlte den Körper in seinen Armen ruhen, er fühlte die Weichheit der kleinen Glieder, und wie in einem Bann hielten sie ihn. Es war ein Zauber, den seines Kindes leichter Körper, den er da leblos im Arme hielt, auf ihn, den großen, kräftigen Mann ausübte. Plötzlich fiel ihm ein, daß er ihn ja noch nie im Arm gehalten, daß dieser Ring, der ihm jetzt ums Herz gelegt zu sein schien und der ihn so beengte, daß er hätte schluchzen mögen, das Vatergefühl sei, über das er so oft gespottet. „Du süßes Kind!“ sagte er mit stummen Lippen, und seine Brust hob und senkte sich, als weinte sein Herz vor wunderbarem Wohlgefühl, das sich von seinen Armen die das Kind umschlossen, langsam durch seinen ganzen Körper verbreitete. „Mein Sohn!“ sprach es in ihm noch einmal. Dann blickte Fürst Demeter fort über ihn, auf den keimenden Rasen. Er konnte den Knaben nicht mehr ansehen. Ihm war, als müsse er ihn an sich drücken und küssen, — und er wollte ihm doch keinen Schmerz antun.

Im Rasen aber blühten schon die Weischen und hatten die Anhöhe vor ihm violett überzogen. Ihre üppige Pracht, so hatte er oft gehört, prangte nur bei ihm in Locaso so wunderbar. Auch das sah er zum erstenmal, daß sie so berauschend fürs Auge waren, — wie für den Geruch, wenn der Windhauch über sie hinfuhr und ihn zu ihm trug. Doch wieder kehrte der Blick zurück zu seinem Kind. Ihm schien, als hinge eins der Füßchen unnatürlich hinab — es war vielleicht gebrochen! Und wie ihm der Gedanke plötzlich kam, stand ihm fast das Herz still vor einem anderen. Wenn . . . wenn sein Sohn tot wär? . . . Wild ergriff er die beiden kleinen Hände. Nein! sie waren nicht kalt. Aber wenn er sich ein inneres Leid angetan, an dem er sterben müsse? Fürst Demeter sah nicht mehr die grünende, keimende Welt in ihrem ersten Frühlingsrausch, er sah nicht die schwellenden Knospen an den mächtigen Bäumen seiner königlichen Besingung, er sah in weiter Ferne der Vergangenheit, das zarte, durchsichtige Gesicht von Raouls Mutter auf ihrem Sterbebette. . . . Er war allein bei ihr gewesen, als sie gestorben, er war auch jetzt allein bei seinem Sohn, der ihre Züge trug, — war auch er sterbend? Nein! Sie hatte sterben können, er hatte sie nicht mehr gebraucht, aber er nicht, er, der Thronfolger, der Begrün-

der einer Dynastie! „Nicht nach menschlichen Gesetzen, nach göttlichen bewegt sich unser Sein!“ stöhnte er und warf den Kopf in die Höhe. „Ich nehme den Kampf mit Himmel und Erde auf, ich gebe ihn nicht, meinen Sohn!“ Und wenn es doch wäre? Welche Strafe der Wind über die blühende Fläche, er führte von der Erde wieder zur Erde zurück. „Und wenn mein Fürstenhaus erlischt? Andere größere sind erloschen, der Abgrund des Nichts verschlingt einmal alles. . . . Nichts! Ewiges Nichts!“

Fürst Demeter stand auf. Ein leises Nöcheln mahnte ihn, daß er seinem Kinde ein Leid getan. Wieder setzte er sich hin, und die großen, unheimlichen Augen gruben sich starr ein in die feuchte Erde unter seinen Füßen, dann wieder in seines Kindes fremde Büge, die denen gleichen, die ihm einst lieb und bekannt gewesen. Er dachte nach über seines Sohnes armes, verkümmertes Leben. Wie er ihn gequält, auch heute noch, als Raoul mit richtigem Instinkt das Pferd nicht hatte besteigen wollen. Des Vaters höhnischer Blick war es gewesen, der das Kind ins Verderben getrieben.

Neue war ein Gefühl, das Fürst Demeter nicht kannte. Auch wenn er jetzt nicht von dem Rollen des herannahenden Wagens in seinen Gedanken unterbrochen worden wäre, zur Neue wäre er nicht gelangt.

Der Wagen kam ohne den Arzt. Es war keiner so schnell zu finden gewesen, und der Knecht hatte wenigstens den Wagen schiden wollen. Der Fürst sagte kein Wort. Er stieg ein, ohne seine Last in andere Hände zu legen, und fuhr nach Hause. Er dachte nichts mehr. Alles flog an ihm vorbei, erst die Pflanze und Wiesen, dann die Häuser und Menschen, und dann hielt er am Hoftor. Auch hier ließ er sich nicht helfen. Die Leute des Hauses standen in banger Erwartung.

„Schert euch aus dem Wege!“ rief er. Er konnte ihre Blicke nicht ertragen und ging mit großen Schritten über den Hof, seinen Knaben im Arm. Auch den Erzieher schickte er unsanft davon. Er legte das Kind auf sein eigenes Bett, in dem großen, öden Schlafzimmer. Raoul hatte nur hin und wieder geröchelt. Die Wirtschafterin, die jedem Verbot zum Trotz in des Fürsten Schlafzimmer kam, ging auf das Kind zu, ergriff seine Hand und sagte, einen Schwamm mit Wasser nehmend: „Durchlaucht, das Kind muß aus der Ohnmacht erweckt werden.“ Als sie sich Raoul nähern wollte, ließ der Fürst sie zur Seite und donnerte:

„Nähren Sie mein Kind nicht an!“

Sie ging hinaus.

„Er hat's auf seinen Tod abgesehen, er will, daß der arme, unschuldige Knabe zugrunde gehen soll, ich habe es immer gewußt“, jammerte die Frau.

Fürst Demeter war der Ansicht, daß die Natur sich selbst helfen müsse. Dennoch wühlte er in seinen Sachen herum, bis er endlich ein paar Taschentücher fand. Diese tauchte er in kaltes Wasser und legte Raoul Umschläge auf den Kopf.

Nach kurzer Zeit trat der Arzt ein.

Fürst Demeter blickte ihn ruhig an.

„Mein Sohn ist vom Pferd gefallen; es wird wohl nichts sein, es ist mir tausendmal begegnet“, sagte er fest.

Der Arzt entgegnete nichts. Er hob leise die Arme, dann die Beine des Kindes.

„Gebrochen ist nichts“, sagte er dann. „Wir müssen das Ende der Ohnmacht abwarten, Eisumschläge auf den Kopf machen und das Beste hoffen.“

Raoul aber wollte nicht aus seiner Ohnmacht erwachen. Als der Arzt am Abend zurückkam, fand er wiederum den Vater allein um sein Kind beschäftigt.

„Ich werde die Nacht hier bleiben“, schlug er dem Fürsten vor. Dieser sagte nicht ja und nicht nein. So blieb er.

„Er muß noch einmal zu sich kommen“, murmelte Fürst Demeter vor sich hin, „ich habe ihm noch ein Wort zu sagen!“

Raoul aber gehorchte nicht mehr. Gegen Morgen hörte der Atem langsam auf, und als die Tocka schlug, teilte der Intendant allen Leuten mit, daß der junge Fürstensohn gestorben sei. Der Arzt fuhr aus dem Hof des Trauerhauses.

So lange das Kind noch einen Atemzug in sich hatte, konnte Fürst Demeter es nicht verlassen. Als Raoul dann tot, wirklich tot war, ging sein Vater mit schwankenden Schritten in sein Arbeitszimmer und schloß sich ein. Fast zwei Tage lang hörten die Leute die lauten Schritte, mit denen Fürst Demeter auf- und abging. Er hatte weder gegessen, noch getrunken, seit er mit dem ohnmächtigen Kinde heimgeführt.

Am Abend des zweiten Tages, zur Essenszeit, schloß Demeter sein Zimmer auf, trat in das Schlafgemach, in dem Raoul gestorben, ging in den großen Saal, in dem er aufgebahrt war und schritt, scheinbar teilnahmslos, an der Leiche vorbei, die Treppe hinab in das Speisezimmer. Dort ließ er sich wie gewöhnlich ein Diner servieren und beauftragte den Intendanten, er möge ein volles Jahresgehalt dem Erzieher seines Sohnes auszahlen und ihm bedeuten, der Fürst wünsche ihn nicht mehr zu sehen. Er solle sofort nach der feierlichen Beisetzung heimreisen.

„Mein Sohn wird in der Kirche von Locaso be-
graben“, fügte er hinzu, stand auf und ging wieder in sein Zimmer. Der Diener brachte ihm die Beileids-
Karten, die abgegeben worden waren. Der Fürst warf sie in eine Baise, verschloß seine Tür; und wieder hörte man ihn mit großen Schritten auf- und abgehen, die ganze, lange Frühlingnacht.

„Er hätte nicht sterben dürfen“, das war es, was Demeter unausgesprochen dachte — mit einer Verzweiflung, daß er mit den Zähnen knirschte und das ganze Erbreich hätte zerdrücken mögen. Aber je mehr er sann und sann, je trostloser wurde er.

„Und alles wird trotzdem seiner Wege gehen! Mein Scheinfürstentum wird eben nur kürzere Zeit währen, und unsere einzige, natürliche Rettung, Rußland, wird um so früher eingreifen! Ich dulde keinen Einspruch, auch nicht vom Tode, wenn ich etwas will!“

Und er irrte ruhelos weiter. Liede des Geschicks: ihm das Kind zu nehmen, nun er es brauchte, und er anfang, Freude an ihm zu haben!

Als Fürst Demeter am nächsten Tag der Beerdigungsfeierlichkeit beiwohnte, hatte er sein altes, steinernes Gesicht und den höhnischen Blick. Die zahlreich versammelten Herren und Damen trugen den Eindruck davon, daß ihm der Tod des einzigen Kindes vollkommen gleichgültig sei. Er warf keinen Blick auf die kleine Leiche, die von reichen Blumen überdeckt war. Daß er im Morgengrauen leise am Sarg gewesen, konnte allerdings keiner wissen, — auch nicht, daß er seinem toten Sohne den ersten und letzten Vaterkuß gegeben, sich dann starr in die Höhe gerichtet und mit der Vergangenheit gebrochen hatte.

Als Fürst Demeter sich am Abend des Beerdigungstages, zum erstenmal, seit das Kind auf seinem Bett gelegen, zur Ruhe begab, beherrschte ihn wieder das wundersame Gefühl, das er gehabt, als er den Kleinen in seinen Arm hielt — und plötzlich, plötzlich wie eine Eingebung, überkam es ihn: Raoul war nicht gestorben. . . . Er war nur scheinbar tot, und er, Fürst Demeter, hatte dem Arzt geglaubt! Wie hatte er ihm trauen können! Wußte er denn nicht, daß alle, alle Betrüger sind? Wie irrsinnig griff er sich an den Kopf, zog sich mit Windeseile an, hingelste, ließ anspannen, beschloß Fackeln zu richten, ließ zwei Diener auf den Hof setzen, warf sich in den Wagen und gab Befehl, nach Locaso zu fahren.

(Fortsetzung folgt.)



Fröhlicher Mut hilft durch; was Fröhliche tun, gerät wohl fröhliche Menschen sind nicht bloß glückliche, sondern auch gute Menschen, ohne Reid und Mißgunst. J. Weber

Die Bezwingung der unteren Donau.

Von Dr. Stephan Steiner.

Sofia, Ende November 1918.

Seit der rumänischen Kriegserklärung stand entlang der ganzen unteren Donau nur eine dünne bulgarische Kette, deren Aufgabe es war, einen event. Versuch der rumänischen Streitkräfte, die vielverzweigte Sumpfsgegend des breiten Stromgebietes überquerend, in das nordbulgarische Flachland einzubrechen, zu vereiteln und dadurch den ungestörten Verlauf unserer Operationen in der Dobrudscha zu sichern. Der Übergang der Rumänen mißlang bei Rahovo dank des geschickten Grenschutzes auch so gründlich, daß den Rumänen für alle Zeit die Lust genommen wurde, ein ähnliches Unternehmen nochmals zu wagen. Seitdem blieb an der unteren Donau alles ruhig, kaum, daß hier und da eine schwache Kanonade dieses Verhältnis der gegenseitigen Beobachtung störte. Nach dem siegreichen Vordringen der deutsch-bulgarischen Heere in der Dobrudscha hatte sich dieser Zustand auch nicht viel geändert, da die von allen Seiten in die Defensive gedrängte russisch-rumänische Armee nicht in der Lage war, einen erfolgversprechenden Vorstoß über die Donau, der große Kräfte erfordert hätte, zu wagen, und die deutsch-bulgarischen Streitkräfte sich mit Demonstrationen an der Donaubarriere begnügt hatten. Im gegnerischen Lager wurde nach der Einnahme der Linie Cernaboda-Constanza angenommen, daß die Streitkräfte der Verbündeten jetzt sich an irgend einem Punkt der Donau versammeln werden, um die bereits anfänglich der serbischen Operationen durchgeführten Übergangs-Operationen jetzt gegen die rumänische Donau auszuführen und sorgte sich für diesen Fall durch Heranziehung starker russischer Kräfte vor. Doch vergebens. Obwohl die österreichisch-ungarischen Monitore durch ihre häufigen Vorstöße diesen Glauben erweckten, daß die Erkundigungsfahrten die Vorzeichen einer baldigen Überschiffung seien, blieb am bulgarischen Ufer alles still, und im Verlauf des ergebnislosen Wartens kamen die gegnerischen Armeestellungen zu dieser Ansicht, daß das schwierige Unternehmen des Donauüberganges deutscherseits gänzlich aufgegeben wurde. Inzwischen hatte man bei uns alles zum Übergang vorbereitet. Die Aufgabe, die unsere Armee hier zu bewältigen hatte, war nicht gering, denn es hieß nicht nur den Übergang pünktlich zu dieser Zeit zu bewerkstelligen, wenn die Offensive der Armee Falkenhayns soweit gediehen war, daß das konzentrische Zusammenwirken der beiden Armeen den Übergang erleichterte, sondern der Übergang mußte auf einem Punkte mit so großen Kräften stattfinden, daß die daraus gebildeten verschiedenen Kolonnen in drei Richtungen wirken konnten. Erstens nach Norden hinauf, um die Verbindung mit der Armee Falkenhayn herzustellen, geradeaus nach Osten, um den Ring der angreifenden Truppen so nahe, als nur möglich, an Vukast heranziehen zu können und drittens nach Nordwesten, um so die rumänischen Truppen, die beim Alt eine ausgezeichnete Verteidigungsstelle einnahmen, durch die Bedrohung ihrer Flanke zum Rückzug zu zwingen und die um den Altübergang kämpfenden Heeresteile Falkenhayns zu entlasten.

In weiser Vorsicht der Ereignisse wurde seit vielen Wochen der Hauptübergangspunkt bestimmt. Und nun begann hier eine fiebrige Tätigkeit. Dieser Ort war Svistov, derselbe Waffenplatz, wo im russisch-türkischen Kriege die Russen im Jahre 1877 die Donau zum ersten Mal überschritten. Doch während im russisch-türkischen Kriege der Übergang unmittelbar bei der Stadt, 2½ Kilometer stromabwärts, erfolgte, konnte diese historische Übergangsstelle jetzt nicht in Betracht kommen. Denn anders lagen jetzt die Verhältnisse. Was damals an russischen Truppen die Donau übersehte, war ein verschwindender Bruchteil dieser Massen, die jetzt über die Donau geworfen werden sollten.

Langsam, langsam, wurde eine kleine Flotte der Motorboote, eine Anzahl großer Pontons und Strandungsboote im Schutze der Insel Persina im alten Donarwurm vereinigt, und außerdem stapelte man dort all das Material auf, das zum Bau einer permanenten Kriegsbrücke über den hier 850 Meter breiten Strom erforderlich war. Als alle technischen Vorbereitungen getroffen waren, begann die Konzentrierung der Truppen. Eine Division nach der anderen marschierte südlich Belene, wo die eigentliche Übergangsstelle war, auf, und verteilte sich, ohne viel Aufsehen zu machen, woraus der

Gegner auf die riesigen Vorbereitungen hätte schließen können, in den zahlreichen Ortschaften zwischen Svistow und Mostopol. Die Ereignisse reisten inzwischen pünktlich im Einklang mit den Operationen im Norden heran, und als die Truppen des Generals von Falkenhayn Craiva erreicht hatten, waren auch alle Vorbereitungen bis in das kleinste Detail an der Donau fertig. An dem Strom stand eine große Armee bereit zum Übergang, der unseren Armeen den Besitz der ganzen kleinen Balachei, des fruchtbarsten Teiles Rumäniens, bringen sollte.

In einer letzten gründlichen Aufklärungsfahrt stellten die Monitore fest, daß die Donau von geringen rumänischen Truppen besetzt sei, und nachdem die bulgarisch-deutschen Truppen die Inseln bei Rom, Bidin und Orehovo besetzt hatten und bei Turn-Seberin auf rumänisches Gebiet übergingen, begann Mittwoch in der frühen Morgenstunde ein gleichmäßiges Artilleriefeuer entlang des ganzen unteren Donauufers. Die rumänische Artillerie, die wahrscheinlich die ganze Kanonade nicht sehr ernst nahm, antwortete sehr flau, und als dann das deutsche Feuer sich zum Trommelfeuer steigerte, schwieg sie ganz. Nach den Ergebnissen der Aufklärung wäre dieses Wirkungsschießen der deutschen Artillerie vielleicht nicht unbedingt nötig gewesen, doch Generalfeldmarschall von Mackensen, der die ganze Operation persönlich von Svistov aus leitete, wollte jedes Opfer vermeiden und das jenseitige Donauufer blutlos erreichen.

Als Mittwochabend die Dunkelheit eintrat, hörte plötzlich entlang der ganzen Donaulinie das Feuern der Artillerie auf, und die ersten vollbesetzten Pontons, von österreichisch-ungarischen Pionieren und der deutschen Motorbootsabteilung gelenkt, stießen bei Belene vom bulgarischen Ufer ab. Der vom Schneefall der letzten Tage mächtig angeschwollene Strom floß finster-still dahin und kein Laut regte sich. Auch das Summen des unendlichen Menschenraufens, der, der Einschiffung harrend, am bulgarischen Ufer stand, verhallte das eintönige Murmeln des Wassers, das, von einem lauen Westwind gepfeift, hohe Wellen gegen das steile Ufer der Donau trieb und die Einschiffung der Truppen, noch mehr, aber die Arbeit der Pioniere, die im Schutze der Dunkelheit sofort an den Brückenbau schritten, erschwerte. In ununterbrochener Kette folgten einander Ponton auf Ponton, und kaum waren die ersten Verbände am jenseitigen Donauufer, da gruben sie sich sofort ein und bauten eine kleine Brückentopfstellung aus, um die weitere Überschiffung gegen eventuelle rumänische Angriffe zu sichern. So dauerte das die ganze Nacht an, Ponton folgte auf Ponton, und auch der um 5 Uhr sich senkende Nebel konnte diesen unermüdbaren Lauf des Donauüberganges nicht aufhalten. Als der Tag anbrach, waren bereits zwei Divisionen und etwas leichte Artillerie am rumänischen Ufer, und die Brückentopfstellung, die diese Truppenmacht einnahm, sicherte schon unbedingt den weiteren Verlauf des Überganges, der nicht mehr aufgehalten werden konnte. Der ersten bulgarischen Division, die zuerst überschiffung wurde, folgte eine gemischte deutsch-bulgarische Division, dann kam eine türkische Division dran, und die deutschen Divisionen folgten auf der binnen 24 Stunden von 3000 österreichischen Pionieren fertiggestellten Kriegsbrücke, auf der Freitagnachmittag auch die letzten Kolonnen der schweren Artillerie und die Munitionstransporte passiert sind. Während des ganzen Überganges fiel kein Schuß. Die rumänischen Truppenabteilungen zogen sich bereits während des Artilleriefeuers, das dem Übergang vorangegangen war, vom Donaustrand zurück.

Freitagnachmittag war die ganze deutsche Armee in dem Donauhalsbogen, zwischen Byssors-Petroshani, in voller Stärke entwickelt und schritt zum Angriff auf die kleine Ortschaft Simnikha, wo die Rumänen eine starke Verteidigungsstellung einnahmen. Von unseren Truppen fielen 6 Mann, 20 wurden leicht verwundet. So viel hat uns der ganze Donauübergang, die Einnahme Simnikhas inbegriffen, gekostet, ein wohl unerreichter Fall in der Kriegsgeschichte, die wir der genialen Ausführung des Planes und dem unermüdbaren Zusammenarbeiten des ganzen riesenhaften Apparates verdanken können. Die rumänischen Verteidigungsstruppen bei Simnikha wurden bei diesem Kampf vollkommen aufgerieben, außer 80 Gefangenen, die in unsere Hände fielen. Nun konnte der Vormarsch der Armee beginnen. Eine Gruppe marschierte gegen Alexandria, eine andere in nordöstlicher Richtung gegen Dragadiru, Dragaretschi, und die dritte auf der Thaufer, die parallel mit der

Donau läuft, trat den Marsch gegen Giurgiu an, wo der Feind bei Ursache, Topowa in Anlehnung an die rumänischen Hauptkräfte um Buzarest eine starke Verteidigungsstellung zum Schutze Giurgiuss einnahmen, da sie Giurgiu als Plankenschutz Buzarests gegen einen Donauübergang aus Rußschut halten wollten. Zwischen den Armeeteilen, die gegen Alexandria marschierten, und deren der Armee Falkenhayns war die Verbindung bald hergestellt; denn der Feind in seiner Aufstellung entlang des Abflusses, durch die Armee Madensen in seinem Rücken bedroht, räumte seine Stellungen am unteren Alt und zog sich in allgemeiner Richtung gegen Pitesti zurück. Der nordöstlich von Alexandria sich stellende Feind war nach kurzem heftigen Kampfe geworfen und sah sich zum weiteren Rückzug gezwungen. Unterdessen kam diese Kolonne, die gegen Giurgiu marschierte, in Fühlung mit dem Feind, kämpfte die Verteidigungsstellungen Ursache, Topowa nieder und eroberte so Giurgiu, worauf der sofortige Stromübergang dieser Truppen folgte, die in Rußschut versammelt waren.

Ingenäher gleichzeitig mit dem Stromübergang bei Sifistow gingen kleinere Truppenkörper von Gigen nach Korabia, von Kom Palanka nach Bist zu, von Bidin nach Kalafatni, von Dreshowa nach Sawata und von Samovit nach Jelasu über. In all diesen Donauortschaften wurde riesige Beute gemacht. Nach der einstweiligen Zählung erbeuteten die deutsch-bulgarischen Truppen Hunderte mit Getreide beladene 650-Tonnen-Schlepper. Nach der Überführung bulgarisch-deutscher Truppenteile nach Samovit beteiligten sich am Kampfe um die Ortschaft Rakwiza auch die Landbevölkerung, was natürlicherweise energische Gegenmaßnahmen nach sich zog. In den übrigen Ortschaften verhielt sich die rumänische Bevölkerung im allgemeinen ruhig.

So sehen wir diesen wichtigen Abschnitt der Offensive gegen Rumänien in kürzester Zeit mit Erfolg beendet. Unsere Armeen schreiten bereits in der großen Walachei mit Riesenschritten gegen die rumänische Verteidigungsstellung, die sich auf die Festungen Ploesti und Buzarest stützt, vor und können in ihren Operationen auch durch diese Verstärkungen nicht aufgehalten werden, die von den Russen in der Dobrudscha eingesetzt werden, um uns von unserer Verteidigungsstellung im Norden von Cernoboda, Constanza zurückzudrängen.

Der mächtigste Bundesgenosse Rumäniens, die Donau, ist bezwungen. Was könnte die so bedrohte Hauptstadt und damit die ganze große Walachei noch retten? (ab.)



Aus der Kriegszeit.

Das gesunkene U-Boottransportschiff „Kanguroo“. Uns wird geschrieben: Am 4. Dezember, dem Gedenktage der heiligen Barbara, der Schutzheiligen der Artillerie, haben bekanntlich deutsche U-Boote den Hafen von Funchal auf der Insel Madeira angegriffen und diesen Tag mit der Versenkung des französischen Kanonenbootes „Surprise“, des englischen Dampfers „Dacia“ und des U-Boot-„Geleitschiffes“ „Kanguroo“ durch Geschützfeuer gefeiert, wie es sich für Artilleristen von echtem Schrot und Korn gehört. Wohl mancher wird vergeblich in den verschiedenen Plattenhandbüchern nach näheren Angaben über dieses U-Boot-Geleitschiff „Kanguroo“ gesucht haben. Dies Schiff gehört eigentlich auch keiner der feindlichen Flotten an, denn es ist Eigentum der französischen Geschützwerke Schneider u. Co. in Creusot, die es seiner Zeit zum Transport ganzer Uteerseeboote auf weite Entfernungen haben bauen lassen. Ende Juli 1915 hat die „Kanguroo“ in Marseille das für Peru bei Schneider erbaute Unterseeboot „Palacio“ aufgenommen, um es nach Callao zu bringen. Es handelt sich bei der „Kanguroo“ aber eigentlich, wie bereits gesagt, nicht um ein Geleitschiff, sondern um eine Art von Transportfahrzeug, das in vielem an die bekannten schwimmenden Docks der großen Seehäfen erinnert, wenn es auch äußerlich die Form eines Frachtdampfers mit im Heck untergebracht Maschinenanlage besitzt. Der Laderaum ist jedoch nicht durch Querschotten in einzelne Abteilungen geteilt, sondern er bildet einen einzigen langen, bis zu dem die Maschinenanlage abschließenden Querschott reichenden Hohlraum, in dem, genau wie auf manchen Schwimmboots, eine große Zahl der Form des aufzunehmenden Unterseebootes angepaßter Lagerflöße aufgebaut ist. Soll das Unterseeboot aufgenommen werden, so wird zuerst die am Bug befindliche, durch le-

schwere Eisenplatten geschlossene Einfahrtstür geöffnet und das Transportschiff durch Einlassen von Wasser in die seitlichen Hohlräume entsprechend tief versenkt, bis das Unterseeboot direkt in dieses eigenartige Schwimmboot einfahren kann. Ist das Boot dann an Ort und Stelle entsprechend befestigt, so werden die vorher gefluteten Räume unter Zuhilfenahme von Druckluft wieder leergepumpt, bis das ganze Schiff so weit gehoben ist, daß die vordere Einfahrt wieder durch die entsprechenden Platten wasserdicht geschlossen werden kann, worauf noch der letzte Rest von Wasser aus dem inneren Raum, wo das Unterseeboot lagert, gesenkt wird und das Transportschiff fertig zur Reise ist. Jetzt ist das geistreich erdachte, eigenartige Transportfahrzeug ein Opfer der ohne solche künstliche Hilfsmittel, sich selbst auf Tiefenentfernungen bewegenden deutlichen Uteerseebootes geworden, und unsere Gegner werden sich bemühen müssen, entweder bessere Motore für ihre U-Boote zu erzeugen oder weitere solcher Transportfahrzeuge zu erbauen. Letzteres dürfte für sie ratfamer sein, denn die Schaffung starker hochpferdiger Motore ist doch nicht so einfach, wie Winston Churchill es sich vorzustellen scheint und wie er es die stänrende Mittelst so gerne glauben machen möchte. . . . Jedenfalls haben wir, was wir brauchen, während England, das doch angeblich die Meere beherrscht recht empfindliche Enttäuschungen erleben muß. (Zens. Bl.)

Wahrsage-Anwesen in London. Wie wenig die behördlichen Maßnahmen dem während des Krieges in London groß gewordenen Wahrsage-Anwesen Einhalt zu tun vermochten, kann man aus den dringlichen Klagen entnehmen, die neuerdings die englische Presse füllt. Das Anwesen hat im Gegenteil andauernd weiter zugenommen und heute einen Höhepunkt erreicht, der für große Teile des Publikums — und zwar auch des gebildeten Publikums — sowohl finanziell wie moralisch eine schwere Gefahr bedeutet. Die „Propheetinnen“ sind, nach der Schilderung Londoner Blätter, meist Frauen im mittleren Alter, die es meisterlich verstehen, alle weiblichen Schwächen psychologisch auszunutzen. Die Wahrsagerinnen unterhalten ständig eine große Schar von Agentinnen, deren Aufgabe es ist, neue Kundenschaft zu fördern. Besonders die Fünfuhrtees in London haben sich in dieser Beziehung als ein äußerst reichhaltiges Jagdgebiet erwiesen. Die Agentin erzählt bei einem solchen Tee ganz beiläufig von den unglaublichen Erfahrungen, die sie mit der Wahrsagerin gemacht hat, und beschwört, daß alle Propheetereien sich in kürzester Zeit erfüllt hätten. Alle Teilnehmerinnen des Fünfuhrtees sind nun begeistert, den Namen des Wunderwesens zu erfahren. Die Agentin aber erklärt, daß es kaum möglich sein werde, Fremde dort einzuführen, und das Ganze wird als so schwierig und begehrenswert dargestellt, daß die Opfer sich schließlich noch glücklich preisen, wenn sie gegen unerschämte Bezahlung bei der Wahrsagerin vorgelassen werden. Auf diese Weise wird den Frauen das Geld geradezu aus der Tasche gestohlen, noch schwerwiegender aber ist, daß hierdurch die Moral der Bevölkerung vergiftet wird. Denn da während der letzten Monate die Kämpfe für England äußerst verlustreich waren, halten die Wahrsagerinnen es in den meisten Fällen für geraten, den bevorstehenden Tod des Sohnes, Gatten oder Bruders zu propheeten, wodurch die ohnedies nicht gerade gehobene Stimmung künstlich noch mehr herabgedrückt wird. Nach Ansicht der Londoner Blätter läßt sich aber heute von Gegenmaßnahmen kaum mehr ein greifbares Resultat erhoffen, da der Übergläubige selbst in den besten Londoner Kreisen so rasend um sich gegriffen hat, daß er als unausstrotbar bezeichnet werden muß.

Ein Pflug für Kriegsinvaliden. Unter den Neukonstruktionen für den Gebrauch durch Kriegsgeschädigte wird von der „Deutschen Landwirtschaftlichen Presse“ besonders ein sechsen von der Deutschen Landwirtschaftsgesellschaft erprobter Pflug der oberbayerischen Pflugfabrik zu Landsberg am Lech genannt. Dieser mit zwei Scharen ausgestatteter Pflug kann von dem Führer in Gestalt eines Fahrradstellers fast genau wie ein Fahrrad mit der Hand gesteuert werden, ebenso läßt sich vom Sitz aus auch der Tiefgang leicht regulieren. Der Sattel ist, entsprechend der Größe des Arbeiters, horizontal und vertikal verstellbar. Zur Stütze des verletzten Fußes ist eine ebenfalls verstellbare Hülse vorhanden, die je nach Bedürfnis rechts oder links am Pfluge angeschraubt werden kann. Um die Stoßkraft für den Kriegsverletzten so gut wie ganz zu beseitigen, ist der Sattel auf einer Federung befestigt.